

Abonnementsgebühren:
Stichtags: jährlich Fr. 5.—, 1/2jähr. 2.50, 1/4jähr. 1.40
Schweiz: jährlich Fr. 5.—, 1/2jähr. 2.50, 1/4jähr. 1.40
— Postamtlich Bestell 20 Rp. Zuschlag. —
Uebrig: Bänder: Fr. 5.— jährlich, nach Postzuschlag.

Insertionsgebühren:
Die einseitige Zeile oder deren Raum 10 S. ob. 10 Rp.
Bei Wiederholungen und größern Aufträgen Rabatt.
Reklamen: pro Zeile 20 S. oder 20 Rp.

Oberrheinische

Nachrichten

Anzeiger für Siechtensstein und Umgebung.

Erscheint jeden Samstag

Abonnements nehmen entgegen: Buchdruckerei A. G. in Mels, die Zeitungsausträger und die Poststellen.
Inserate nehmen die Zeitungsausträger und die Buchdruckerei entgegen und müssen spätestens Freitag Vormittag bei der Buchdruckerei eingehen. — Einsendungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. — Schriftlichen Anfragen sind Frankomarken beizulegen. — Anonymes wird nicht berücksichtigt.

Baduz-Mels, 27. Juli 1918

Druck und Expedition: Sarganserland, Buchdruckerei A. G. in Mels.
Verlag: „Oberrheinische Nachrichten“ A. G. in Mels. (Telefon 55).

Fünfter Jahrgang — Nr. 31

Die zweite Marne-Schlacht.

Die neue Meereschlacht an der Marne zeigt eine merkwürdige Uebereinstimmung mit zwei früheren Schlachten des Weltkrieges, mit der ersten Marne-Schlacht im Herbst 1914 und mit der Niederlage der Oesterreicher am Piave. Wie am Piave ist dem Angreifer die Ueberwachungsstellung erhalten geblieben, und der Zusammenstoß zweier Offensiven warf dort die Oesterreicher über den Piave, hier die Deutschen über die Marne zurück. Waren bei den Oesterreichern auch nicht die Verräter wie bei den Deutschen an der Arbeit, so versagte doch diesmal auch bei den Deutschen ihre berühmte vollständige Geheimhaltung der Pläne; auf diesen oder jenen Wegen und Umwegen mußten die Franzosen Kenntnis von der ihnen bevorstehenden Ueberwachung erhalten haben. Sie wichen dem System Hindenburgs, dem deutschen Ansturm aus, setzten ihm nur verstreute und verborgene Netze von Verteidigern entgegen, verlegten ihre Geschütze, sodaß die Deutschen ihren Feuerüberfall an bereits geräumte Stellungen verschwendeten und nach dem Feuerüberfall von der einen Seite der von der andern folgen konnten. Und der unfehlbare und unbefehbare Hindenburg ist zuweilen vom Mikroskop verfolgt und für die Oesterreicher ist dies in gewissem Sinne ein Trost für ihre Niederlage am Piave.

Ihrer Bedeutung nach scheint die neue Schlacht beinahe zur Wiederholung der ersten Marne-Schlacht zu werden. Im Herbst 1914 drangen die deutschen Truppen mit einer wahrhaft unheimlichen Stoßkraft bis in die Nähe von Paris, Frankreichs Widerstand erriet in Verwirrung und von einem Tag zum andern verminderte sich die Möglichkeit einer Rettung. Da geschah das große Wunder an der Marne; General Joffre brachte, plötzlich wie aus dem Boden gewachsen, den auf Paris losstürmenden Feinden eine blutige Niederlage bei und dieser einzige Schlag beschwor für Frankreich die Gefahr des Unterganges, brachte den Vormarsch der Deutschen ins Stocken und verwandelte den Bewegungskrieg in einen Stellungskampf. Heute an der Marne der gleiche Vorgang, daß eine gewaltige feindliche Armee aus dem Boden wächst, wo die Deutschen bereits die Vernichtung aller feindlichen Reserven in die Welt hinaus verkündet hatten. Und diese neugeschaffene Armee wirft den Vorstoß der Deutschen in einer empfindlichen Niederlage zurück, bringt den erschöpfenden Mut im Hinterland wieder zum Aufblühen und schafft wenigstens die Hoffnung auf eine vollständige Wendung der Lage, wenn es ihr nur die Deutschen am Ausgleich ihres Rückschlages solange zu hindern gelingt, bis die Entente dem großen Genie Hindenburgs eine

noch größere und fortwährend wachsende Masse von Amerikanern entgegenzuwerfen vermag. — Das ist es, was durch die bisherige Entwicklung der neuen Marne-Schlacht für die eine und andere Seite auf dem Spiele steht.

Vom finanziellen Gleichgewicht.

Durch die Kriegsverhältnisse ist unser Budget sehr stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Einführung der sogenannten Kriegsgewinnsteuer lag der Gedanke zu Grunde, daß den vermehrten Ausgaben, deren Deckung durch normale budgetäre Einnahmen nicht mehr möglich sei, durch eine außerordentliche Einnahme das Gleichgewicht zu halten sei. Finanzielles Gleichgewicht ist der Zustand der Finanzen eines Staates, z. B. unseres Landes, wornach Einnahmen und Ausgaben sich die Waage halten müssen. Das finanzielle Gleichgewicht ist gestört, wenn dies nicht der Fall ist. Das ist aber zweifach möglich: Die Einnahmen überwiegen die Ausgaben, und wir haben demnach einen Ueberschuß zu verzeichnen. Dieser für den Staat angenehme Zustand ist keine Störung des Gleichgewichtes im technischen Sinne. Lange Zeit hat zwar weniger unser Budget als vielmehr unsere Staatsrechnung einen Ueberschuß zu verzeichnen gehabt. Obwohl bei der Budgetierung jeweils die veranschlagten Ausgaben und Einnahmen einander die Waage hielten, war es doch vielen Abgeordneten wie der Regierung klar, daß wir einen Ueberschuß erzielen werden. Diese Erzielung des Ueberschusses ist aber keineswegs dem Verdienste einzelner Abgeordneter, wie etwa schon behauptet worden ist, zuzuschreiben, sondern war in der Steigerung der Einnahmen verschwiebener Art (z. B. Zollerhöhen, Lagen) begründet.

Und diesem Umstande war bis anhin auch der günstige Zustand der Landesfinanzen einzig und allein zuzuschreiben. Die Einnahmen unseres Landes bestehen zum wenigsten Teil aus dem Landesvermögen, sondern vornehmlich aus direkten und indirekten Steuern; besonders aus den für das budgetäre Gleichgewicht so schwankenden Zolleinnahmen. Durch die Steuern werden bekanntlich dem Volk wirtschaftliche Mittel entzogen, daher dürfen nicht mehr Steuern erhoben werden, als notwendig ist. Die Finanzwissenschaft steht auf dem Standpunkt, daß bei einem Ueberschuß die Steuern zu reduzieren sind, da kein Staatszweck gebildet werden soll und die Verlängerung dieses Ueberschusses dem Wesen der Staatswirtschaft widerspricht. Eine Steuerreduktion hat nur dann einzutreten, wenn der Ueberschuß dauernd zu werden verdrückt oder wenn in absehbarer Zeit die Ausgaben mehr als genug durch die Einnahmen gedeckt werden. Der be-

rühmte französische Finanzminister Lourgot hat den Ausdruck getan: „Nehmen, der Steuern abschafft, sollte man den Kopf abschlagen.“

Unter Parlament hat sich trotz Ueberschusses nie zu einer Steuerreduktion bewegen gefühlt. Keineswegs verdienen deshalb unsere Finanzbehörden einen Vorwurf. Die Staatseinnahmen gründeten sich hauptsächlich auf die schwankenden Richtung dauernd sich bewegenden Zolleinnahmen, bei denen man mit einem Ausfall rechnen mußte. Andererseits waren die Steuern verhältnismäßig gering, sodaß an eine ernsthafte Reduktion wohl nicht zu denken war. Im Gegenteil ist im Laufe der Zeiten trotzdem eine Erhöhung eingetreten.

Anderes ist es nun heute der Fall. In der Gegenwart wird durch die verminderten Einnahmen aus Zoll, aus Gewerbesteuern usw. einerseits und durch den vermehrten Aufwand an Feuerungsanlagen, für die Lebensmittelversorgung usw. andererseits das finanzielle Gleichgewicht dadurch gestört, daß die Ausgaben die Einnahmen überwiegen und wir, wenn nicht die Kriegsgewinnsteuer günstige Resultate aufweist, mit einem vorübergehenden Defizit (Fehlbetrag) zu rechnen haben werden. Wir haben es demnach mit einer außerordentlichen Störung des Gleichgewichtes zu tun.

Das gestörte Gleichgewicht muß wieder hergestellt werden und voraussichtlich wird sich auch der Landtag mit den bezüglichen Beschlüssen zu befassen haben. Es steht uns entweder zu, die Ausgaben zu vermindern, also zu sparen oder aber nach vermehrten Einnahmen zu suchen. Nach den rationalen Grundätzen der Finanzwissenschaft soll nun nicht zur Vermehrung der Einnahmen geschritten werden, bevor nicht zuerst die Sparmöglichkeit erschöpft ist. Ohne uns heute näher auf diesen Punkt einzulassen, sei doch bemerkt, daß es im allgemeinen schwer halten wird, an den Ausgaben noch Abstriche machen zu können. Sehr groß ist ja der Kosten Landesverwaltung (Administration u. Gerichtsweien), etwa 1/3 der Gesamtausgaben. Allein man wird hier jeden Posten für sich zu prüfen haben.

Auf Seite der Vermehrung der Einnahmen kommt nicht für jetzt, wohl aber für später einmal die Erhöhung der Einnahmen aus den Zolleinnahmen, sofern nicht schon nach dem in letzter Landtagsitzung gestellten Antrage die bezüglichen Einnahmen auf die Gemeinden übergriffen sollen. Es kann also für uns nur eine Vermehrung der Steuern in Betracht. Es ist zweifellos ein Verdienst der bezüglichen Antragsteller, daß sie mit ihrem Antrage eine Revision des Steuergesetzes und eine bessere Verteilung der Lasten, durch eine bessere Heranziehung der Steuerobjekte verlangen. Denn bei dem jetzigen Steuerhitem käme nur eine Vo-

tenzierung des Steuerfußes eines ungerechten Steuergesetzes in Betracht oder dann die Aufnahme von Anleihen.

Wir haben deshalb ein großes Interesse an der baldigen Einführung eines neuen Steuergesetzes.

Hochherzige amerikanische Schenkung.

Untern 19. Juli 1918 hat das schweizerische Militärdepartement folgenden Brief erhalten:

„Herrn Camille Decoppet, Bern. — Herr Bundesrat! Tief bewegt angesichts der Ausbreitung der schrecklichen Epidemie, die zur Zeit im Schweizerlande wüthet, ist das amerikanische Rote Kreuz vom Wunsche befeelt, denjenigen keine Hilfe zu gewähren, die gegen die Landplage zu kämpfen haben. Es stellt Ihnen daher, falls eine finanzielle Hilfe Ihnen geeignet erscheint, die nötigen Mittel bis zum Betrage von 500,000 Franken behufs Erstellung und Einrichtung besonderer Krankenhäuser, von Isolierungsanstalten oder für andere Maßnahmen, die Sie zur Bekämpfung dieser Krankheit für zweckdienlich halten, zu Ihrer sofortigen Verfügung. Das amerikanische Rote Kreuz hat den Wunsch, der Bevölkerung seiner Schweizerrepublik eine rasche und wirksame Hilfe zu leisten, und es findet daher für angezeigt, sich direkt an Sie zu wenden, um allen und jeden Zeitverlust zu vermeiden. — Genehmigen Sie, Herr Bundesrat, die Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung.“

Deputy Commissioner for Switzerland.
(sig.): Carl Vullen-Dennet.

Siechtensstein. Amtliches.

Suchen ist in der Buchdruckerei S. Tschudy u. Cie., St. Gallen als Werner Dissertation die „Rechtsgeschichte der Grafschaft Werdenberg“ von Hans Venzl aus Grabs erschienen. Die interessante Schrift bietet manchen Aufschluß auch für unsere Rechtsgeschichte.

Es wird hiermit in Erinnerung gebracht, daß nach den bestehenden Vorschriften der private Verbleib von Fleisch nur bei bezugten Gewerbetreibenden gestattet ist. Ausgenommen hiervon ist nur die gelegentliche Abgabe einzelner Stücke von Kleinvieh. Jede private Schlachtung und jeder Verkauf eines Schweines ist — und zwar bei Verkäufen unter Angabe des Namens des Käufers bei der Ortsvorsteherung anzuzeigen, gleichviel, ob der Verkauf in oder außerhalb der Gemeinde, ganz oder in Stücken erfolgt.

Ferner ist ebenso wie für Rindvieh auch für Schafe, Ziegen und Fiegen, die in eine andere siechtenssteinische Gemeinde überstellt werden sollen, bei der Ortsvorsteherung des bisherigen Standortes die vorgeschriebenen Bescheinigungen für den Vieh-

Feuilleton.

Im stillen Winkel.

Nach einer Idee von Richard Walthes, von Irene von Hellmuth.

(Unberechtigter Nachdruck verboten.)
Sie unterbrach sich plötzlich: „Ach, warum erzähle ich dies alles?“
Sie wandte sich unmutig ab und leerte rasch ein paar Gläser Wein.
Als bald nachher der Tanz begann, beteiligte sich auch Anna Helmer daran, trotz ihres vom Wein befehlten Kleides. Sie tanzte mit erfrischter Lustigkeit; Referendar Walben und Leutnant Kurt von Nichtshofen saßen dem Mädchen nach, indem sie das Gespräch von vornhin fortsetzten.
„Ja, ja,“ meinte Walben, „auch hier wird man sagen können, Glück und Glas, — wie bald bricht das! Aber mich wird es freuen, wenn die schöne Heddy unglücklich wird.“
Leutnant von Nichtshofen lachte. „Ach, Sie können doch immer nicht den Kopf verschmerzen, wenn Sie sich bei ihr halten?“
„Nein“, knirschte der andere zwischen den Zäh-

nen hervor, „sie soll es büßen, daß sie mich so abfahren ließ, bei Gott, ich werde mich rächen und nicht eher ruhen, bis —“

„O lassen Sie doch den beiden ihr Glück“, mahnte Kurt von Nichtshofen, ernstlich erschrocken vor so viel Leidenschaft.

„Sie soll es schon erfahren, was Schmerzen sind! Ich habe gebettelt und gefleht um ein bißchen Liebe! Sie hat mich ausgelacht! — Ausgelacht! — Damals schon schwur ich ihr Rache.“

„Es sollte mir leid tun um das arme junge Ding!“ sagte von Nichtshofen kopfschüttelnd. „Sehen Sie doch, wie kindlich die kleine Frau noch ist! Wie sie ihren Mann anschaut und nach jedem seiner Blicke hascht. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht gelingen, Unfrieden und Mißtrauen zwischen die beiden zu säen. Die Erzählung von Fräulein Helmer scheint mir auch reichlich übertrieben. Sie ist ein sehr aufgeregtes Mädchen, sonst hätte sie uns doch diese ganze Geschichte überhaupt nicht erzählt. Was braucht sie sich einzubilden, Walter Bergshof werde sie heiraten? Nachdem sie doch selbst zugibt, daß er ihr nie von Liebe gesprochen? Und Bergshof macht mir durchaus nicht den Eindruck, als ob er seine Frau des Weibes wegen genommen hätte. Man

spricht unter seinen Bekannten viel von seinem stolzen, selbstbewußten Charakter, und als solcher wird er es wohl verdammen, durch eine Geliebtheit zu steigen. Er hat es übrigens auch gar nicht nötig, denn er verdient doch ein schönes Stück Geld durch seine Bücher.“

„Trotzdem soll er manchmal sehr schlecht bei Kasse sein.“

„Ach, das glaube ich nicht, Walben.“

„Doch, es ist so!“ beharrte dieser. „Ich umlauere den verhassten Nebenbuhler schon lange.“

„Haben Sie denn die kleine Heddy so sehr geliebt?“

Der Andere nickte: „Ja — sehr!“ —

„Selbst, daß Sie nun ihr Unglück wollen. Ich möchte, Sie müßten sich freuen, wenn sie glücklich ist.“

„Ich hasse sie jetzt“, — murmelte Walben. Leutnant von Nichtshofen schüttelte den Kopf.

„Das begreife ich nicht. Wie kann nur Liebe und Haß so schnell aufeinander folgen.“

Er rebete noch lange beruhigend auf Walben ein, aber der hörte kaum zu. Seine brennenden Augen folgten der jungen, bräunlichen Frau, die halb da,

halb dort auftauchte und sich am Arme des Gatten unter die Tanzenden mischte.

„Sie sollten auch tanzen und Ihre finstern Gedanken zu vergessen suchen“, mahnte von Nichtshofen gutmütig. „Sie werden leicht eine andere Frau finden.“

„Ich kann nicht vergessen“, stöhnte Walben, „er dem Wein schon tüchtig zugesprochen hatte. Warum mußte man mich zu dieser Hochzeit einladen?“

„Nun, wir sind doch beide Klubfreunde von Walter Bergshof, er ahnte jedenfalls nicht, daß er in Ihnen einen solch schlimmen Feind besitzt.“

„Er mag sich hüten vor mir!“ flüsterte Walben und starrte vor sich hin. Der starke Wein mochte ihm wohl die Zunge gelöst haben, sonst würde er schwerlich einem ihm ziemlich Fernstehenden einen so offenen Einblick in sein Inneres gestattet haben. Höher und höher stieg die Lust. Ein launiger Toast löste den andern ab, Witze und Redereien flogen hin und her.

Der Vater der jungen Frau hatte sich mit einigen gleichgesinnten Freunden zu einem Spielchen zurückgezogen. Ihre Mutter war längst tot. Auch Walters Mutter war nicht zur Hochzeit erschienen. Dergleichen Feste waren ihr zu